

Predigt zum Eidgenössischen Buß- und Bettag am 16. September 2012

in der offenen Rennbahn Örlikon

von Manuel Löwensberg

Willkommen zum heutigen Gottesdienst zum Thema Heimat,

Ich möchte mich zuerst einmal sehr herzlich dafür bedanken, dass ich hier überhaupt stehen und reden darf, denn bei diesem Anlass und bei diesem Thema ist das alles andere als selbstverständlich.

Denn einerseits führe ich mit dem christlichen Gott einen zur Zeit, leider Gottes, sagen wir mal äußerst dünnen Kontakt, den man ehrlicherweise als quasi inexistent bezeichnen könnte, was mich IHN zwischenzeitlich regelrecht vergessen lässt, auch wenn ich mir das manchmal anders wünschte. Aber auf diese Sehnsucht komme ich später noch zurück.

Und andererseits würde ich mich sich selbst eher als Heimatlosen bezeichnen.

Aber gerade deshalb bin ich vielleicht ein Spezialist auf diesem Gebiet, weil in dem, was uns fehlt, da sind wir die wahren Profis. Es gibt wohl nichts, womit wir uns so sehr beschäftigen, worüber wir so sehr diskutieren wie das, was uns fehlt, was noch unerreicht vor uns schwebt. Und was wir besitzen, ist uns selbstverständlich, darüber brauchen wir gar keine Gedanken zu verlieren. Es stimmt. Es ist das Normalste und Einfachste, mit einem Künstler über Geld zu reden, und mit einem Banker über Kunst zu plaudern.

Auch meine Lieblingsfigur, Parzival, hat nichts anderes getan, als ein Leben lang über etwas Abwesendes zu reflektieren: den heiligen Gral. Er ist aufgebrochen und hat freiwillig seine Heimat hinter sich gelassen und vergessen, nur, um sein ganzes Leben lang unglücklich und heimatlos auf der Suche nach Gott und dem Gral durch die düstere Welt zu tapseln. Da stellt sich natürlich die Frage nach dem Warum?

Die Antwort weist uns vielleicht der Grund, weshalb er schlussendlich den Gral, Gott und seine Heimat doch noch gefunden hat:

Es war weder eine Einsicht, noch ein Gedanke, auch keine Überlegung und keine letzte Schlacht.

Es war nichts anderes als die Erschöpfung. Irgendwann hatte er so lange gesucht gehabt, dass er genug erlebt und einfach keine Lust mehr hatte. Was mich darauf schließen lässt, dass vielleicht die oberste, und wahrscheinlich unbewusste Priorität seiner Suche gar nicht der Gral gewesen ist, sondern die Suche an sich.

Ich will mich nicht mit Parzival vergleichen, aber auch ich habe mein Unterwegs-Sein letztendlich aus freien Stücken gewählt, denn für mich bedeutete Heimat in erster Linie Stillstand, Routine, Enge, Monotonie und Langeweile. Und es war oft so, dass nur das Heraustreten aus dieser Routine mir erlaubte, mich mit mir selber zu konfrontieren und mich zu verändern.

Als ich beispielsweise vor Jahren am Theater St. Gallen von mir aus gekündigt hatte, und meiner vorübergehenden beruflichen Wahlheimat so den Rücken zugekehrt hatte, gab ich mir dadurch die Möglichkeit, das Bild des Anfängers, in dem ich dort gefangen war, hinter mir zu lassen, mir selber ein neues Bild zu geben und mich so selber neu definieren und vor allem weiterentwickeln zu können.

Denn das Loslösen von der Heimat birgt zwar immer ein Risiko, es bedeutet aber immer auch Fortschritt und ist die einzige Möglichkeit, seinen Blickwinkel auf die Welt und sich selber zu verändern.

Jede neue Stadt, jede neue Rolle, ja sogar jede neue Aufführung zwingen mich, mir neu zu begegnen und verhindern so den Stillstand. Wie Parzival, so bin auch ich letztendlich unterwegs, um anzukommen. Anzukommen bei mir selber.

Damit wir uns recht verstehen, Parzival und ich, wir haben unser Unterwegssein selbst gewählt und es lässt sich nicht vergleichen mit dem Unterwegssein von Asylbewerbern, die tatsächlich keine Heimat mehr haben, und die wohl nur müde lächeln über meine privilegierten Gedankenspiele. Denn auch wenn ich die Heimat aus Angst vor dem Stillstand oft ausblende, so spüre ich doch, dass sie da ist, still im Hintergrund, die Schweiz mit ihrer Konstanz, ihren Menschenrechten und ihrer AHV, und das ist ein unschätzbare Wert, der mir aber so selbstverständlich ist, dass ich ihn kaum wahrnehme. Wie der Künstler die Kunst und der Banker das Geld.

Denn auch wenn Heimat auf der einen Seite Stillstand bedeutet, so ist doch das Gefühl, was sie vermittelt, eine absolute Notwendigkeit. Ohne die Gewissheit des Ankommens hätten wir nicht die Kraft aufzubrechen.

Heimat ist der Ort, wo wir immer irgendwie willkommen sind, oder wie Max Frisch sagt, „Heimat sind die Menschen, die wir verstehen und die uns verstehen“. Und wenn es nicht die Freunde sind, die uns begrüßen, weil sie vielleicht nicht mehr da, oder weil sie keine Freunde mehr sind, so sind es doch die Straßenecken, die Hallo sagen, die Fahrradunterführungen, die das eine oder andere Geheimnis von mir kennen und mir zuzwinkern oder es sind Kreuzungen, mit denen ich Geschichten teile, Geschichten von nächtlichen Trennungen und Versöhnungen, Geschichten von dem Alltäglichen und dem Besonderen.

All diese Geschichten sind der Grund, weshalb Zürich für mich zu einer Heimat wurde und immer noch ist. Es ist zwar so, seit ich denken kann, aber trotzdem nicht seit immer, denn die Geschichten mussten erst entstehen. Heimat ist erst dann möglich, wenn es Geschichte und wenn es Wiederholung gibt und zwar eine persönliche Geschichte, eine selbsterlebte. Das Gefühl von Heimat kann man nicht erben. Deshalb ist für mich Heimat auch nicht ein Mythos aus der Innerschweiz, es ist nicht Wilhelm Tell und nicht die Rütliwiese, sondern wenn schon, dann Mani Matter und das Zurihorn.

Auch diese Rennbahn hier ist ein kleines Stückchen Heimat für mich und ein ganz großes für Viele.

Doch sie gehört vielleicht zu den paar wenigen Ausnahmen, die es gibt auf der Welt. Denn als ich hier zum ersten Mal reingekommen bin, da spürte ich sofort eine Vergangenheit,

Geschichten, die sich während 100 Jahren in der Mitte dieses Ovals gesammelt hatten und ich spürte ein vages Gefühl von Heimat. Zwar nicht meine eigene, aber eine von vielen andern und ich glaube, das ist nur möglich an einem Ort, der über Jahrzehnte lang sammeln konnte: Jedes Surren der Räder, jeder Ruf, jede Spannung und jede Erlösung, jeder Startschuss und sogar jedes Geräusch des Abbeißen einer Bratwurst während eines Rennens schwimmt hier noch irgendwie spürbar herum in diesem Oval.

Vielleicht liegt es auch daran, dass ich die eine oder andere Ecke schon kannte, bevor ich überhaupt jemals hier gewesen war. Als ich zum Beispiel das erste Mal dort unter der Tribüne stand, erinnerte ich mich an Peter Brogles ersten Kuss in dem Film „Bäckerei Zürrer“ und es war mir, als würde ich noch als Kind im Wohnzimmer vor dem Fernseher sitzen und doch zur gleichen Zeit schon am Duft der grossen weiten Welt schnuppern dürfen, und Heimat und Ferne verschmolzen kurz zu einer Einheit, und ich hatte eine Ahnung von dem Empfinden, über das ich jetzt gerne etwas erzählen möchte:

Ich bin einmal, und das war weit weg von hier und ich war weit weg von mir, da bin ich eines Abends aufgewacht und alles war fremd, und die Möbel waren weit weg und die Wände waren kalt und es überkam mich eine nie gekannte Verlassenheit und Gott war nicht da, weil er war in der Gegenwart, aber ich war irgendwo anders, aber ich wusste nicht wo, und wäre ich ein gläubiger Christ gewesen, so hätte ich vielleicht die Bibel zitiert und hätte gesagt

Herr, bei Dir suche ich Zuflucht
Enttäusche nicht mein Vertrauen

Rette mich, befreie mich,
wie du es versprochen hast!
Hör mich doch, hilf mir!

Sei mir ein sicheres Zuhause,
wohin ich jederzeit kommen kann!
Du hast doch zugesagt, mir zu helfen;
du bist mein Fels und meine Burg!

und wer weiß, vielleicht hätte mich Gott erhört und wäre Fels gewesen und Burg und hätte mich getröstet und gestützt, aber da war kein Gott weit und breit und auch kein Halt, da war nur eine Leere und also bin ich rückwärts gefallen auf den Boden und noch viel tiefer, ich bin in ein tiefes Meer gefallen aus Tränen, das war salzig und tief, und ich wurde von einem Sturm zerrissen und die Wellen haben mich herumgeschleudert und irgendwann ging mir die Kraft aus zu schwimmen und ich bin gesunken und immer tiefer gesunken und der Sturm war nur noch weit über mir, aber hier unten war es still und alles war langsam und je tiefer ich sank, desto stiller wurde es und dunkler und nur noch vereinzelt hat mich ein Fisch begrüßt, doch der Fisch war ausdruckslos und wertfrei und das war schön, und dann berührte ich irgendwann den Grund und der Grund war fest und unbekannt aber doch irgendwie vertraut und ich stützte mich ab und erhob mich und meine Glieder waren schwer, aber ich konnte gehen und so schritt ich über den Grund und stieg aus dem Wasser

und da war kein Sturm mehr, und da war eine weite Stille in mir drin und es breitete sich aus eine warme Ruhe, und die Luft war klar und der Horizont so nah, und ich ließ das Meer hinter mir und siehe, es war ein Bergsee. Und so ging ich weiter und mit erschöpften glücklichen Gliedern verließ ich die Wohnung und ich ging durch die Stadt und machte einen Spaziergang und da war keine Distanz mehr zwischen den Dingen und die fremden Strassen waren so vertraut und ein Hund schaute mich an und zwinkerte mir zu und ich stand unter einer Straßenlaterne im November, aber es war warm und in der fernen Stille quietschte sacht ein Tram und es war mir, als wäre ich in weiter Ferne und nach langer Zeit bei mir selber angekommen.

Ja, es war einer der seltenen Momente, wo die Heimat und die uferlos weite Welt eine Einheit bilden, ein Moment, wo er, vorübergehend zwar, aber umso deutlicher zu erahnen ist: der Heilige Gral.

Und in diesem Moment, da zeigte sich Gott sogar einem Zweifler wie mir und ich bestellte - ein Bier.

Amen.